

## Fastenpredigt vom Hildesheimer Bischof Dr. Heiner Wilmer SCJ im Hildesheimer Dom – 07. April 2019

**„Vor dem bösen Feind beschütze mich“ so heißt es in dem Gebet „Seele Christi heilige mich“.**

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

Der Feind – und wie kann ich da rauskommen?

Ich möchte in der Predigt aufzeigen, dass wir durchaus dunkle Gefühle haben. Schlimme Gefühle, die uns selbst erschüttern, die wir vielleicht nicht wahrhaben wollen, vor allem wir Deutsche tun uns schwer damit. Und die eigentliche Antwort aus dem Glauben heißt: wir können mit diesen Gefühlen nur dann richtig umgehen, lebenswert und lebensmäßig, wenn wir in der Gegenwart des Herrn bleiben und diesen suchen.

Haben Sie Feinde? Hatten Sie schon mal jemanden zum Feind?

Kennen Sie feindschaftliche Gefühle? Gefühle, die so sind, dass man jemand am liebsten vernichten möchte, weg haben!

Hassen Sie jemanden? Werden Sie selbst vielleicht gehasst?

Kennen Sie das Gefühl, dass Sie so verletzt sind, dass Sie am liebsten den anderen zu Seite fegen? Jemand der Sie so verletzt hat, so tief entsetzt, so tief verwundet, dass es in Ihnen innerlich zu einer Wallung kommt - mit dem Wunsch, den anderen möglichst fern zu halten, vielleicht sogar zu vernichten?

Das Erste Testament, das Alte Testament ist wahrhaftig. Denn es erzählt von solchen tiefen Gefühlen. Gefühle, die so sind, als würden wir in den Keller unseres Innenlebens hinabsteigen. Und es sind Texte entstanden, Texte, Lieder - aus solchen Gefühlen und solchen Erfahrungen, die in die Bibel eingegangen sind.

Einen Text haben wir gerade gehört aus dem Buch Ezechiel, Kapitel 16.

Ich bin mir ziemlich sicher, dass die meisten von Ihnen diesen Text vielleicht zum ersten Mal im Leben gehört haben, denn er ist praktisch tabu. Sonntags wird er nie gelesen, ganz selten mal werktags. Die meisten werden ihn nicht kennen.

Der Text stammt aus dem Babylonischen Exil, eine Zeit von 597 vor Christus bis 539. Das Babylonische Exil hat die jüdische Identität zutiefst markiert. Keine Epoche war so prägnant wie die Zeit in Babylon. Die Babylonier waren an sich ein intelligentes Volk - in der Tat, das meine ich jetzt nicht ironisch - im Unterschied zu den Herrschaftsvölkern vorher. Sie waren eine Supermacht, „humaner“ (um ein neudeutsches Wort zu benutzen) als die Assyrer, nicht so brutal, intelligent. Sie waren mächtig, ausgebildet, militärisch stark auch in der Verwaltung in der Kunst, im Ingenieurwesen und in der Literatur. Die Babylonier kamen 597, da waren sie schon in Israel, und zerstörten den Tempel. Im Gegensatz zu den anderen Völkern machten sie aber nicht alles nieder, und brandschatzten und machten alle zu Sklaven und vergingen sich an den Frauen und Kindern und ermordeten die Männer. Nein, sie waren intelligent: sie gingen hin und -wenn sie so wollen im Bild - sie köpften das Volk und ließen den Kopf leben. Sie gingen hin und nahmen sich jene Verantwortungsträger des Volkes Israels und machten sie zu Gefangenen: nämlich die Ingenieure, Verwaltungsexperten, Militärfachmänner, Ingenieure, Lehrer, Priester, Menschen, die lesen und schreiben konnten.

Und all diese nahmen sie zusammen und entführten sie, sie deportierten sie in das ferne Babylon und ließen die anderen zurück - ohne Lehrer, ohne Ingenieure, ohne Fachleute. Und überließen sie ihrem Schicksal. Und Israel dümpelte vor sich hin.

Sechzig Jahre lebte dieser „Kopf“ in Babylon. In diesen sechzig Jahren, und vor allem danach in der Reflexion entstanden so viel Literatur, so viel Musik, so viel Reflexion wie zu keiner anderen Zeit im Judentum - sieht man mal vom 20. Jahrhundert und der Shoah ab.

Und Sie werden auch diese Literatur, diese Musik und die Malerei kennen, ich erinnere nur an ein paar Sachen, und dann werden Sie innerlich nicken.

50 Jahre im 19. Jahrhundert, zum Beispiel entstand 1819 das Gedicht von Heinrich Heine: Belsazar: „Die Mitternacht zog näher schon; in stummer Ruh' lag Babylon. Nur oben in des Königs Schloß, da flackert's, da lärmt des Königs Troß. Dort oben in dem Königssaal Belsazar hielt sein Königsmahl.“ usw. Heine hat es nicht erfunden. Es gab bereits eine Vorlage in England von Lord Byron.

In der Musik entstand 1842 Giuseppe Verdis „Nabucco“. Nabucco ist die Kurzform für den Babylonischen König Nebukadnezar II, der eben die Deportation durchführte. Und viele von ihnen werden den berühmten „Chor der Gefangenen“ kennen. Auch Babylonisches Exil. Nebenbei: in Berlin im Pergamon-Museum steht ein Teil der Babylonischen Befestigungsanlagen, nämlich das Ishtar-Tor, ein Teil des Prozessionsganges, ebenfalls entstanden unter Nebukadnezar.

Aber nochmal zurück zu den Juden, in der Malerei: wenn Sie nach Paris fahren, den Palais Bourbon sich anschauen, den Sitz der Französischen Nationalversammlung, sehen sie an der Decke ein gewaltiges Gemälde mit dem Titel „Die Babylonische Gefangenschaft“, gemalt von Eugène Delacroix.

Das ist schon das Problem: uns wurde oft erzählt die Juden seien in der Gefangenschaft in Babel. Falsch. Sie sind deportiert worden, ja, aber sie lebten nicht wie Gefangene. Das war das Problem. Denn die Babylonier - wie gesagt intelligent - die Babylonier gaben ihnen alle Freiheit. Sie konnten diese jüdische Oberschicht - sie konnten zwischen Euphrat und Tigris, dem Land der Babylonier, da konnten sie ihrer eigenen Kultur nachgehen. Sie konnten weiterschreiben, sie konnten dichten, sie konnten sich selbst pflegen. Sie hatten genug zu essen.

Was passierte? Mehr und mehr jüngere Juden vermischten sich mit den Babylonierinnen und den Babyloniern. Nicht nur, dass man sich menschlich auf die andere Kultur einließ, auch religiös. Und Gott Jahwe, der Gott des Judentums, stand plötzlich nicht mehr im Zentrum, und man fing an die fremden Babylonischen Götter zu verehren, sie anzubeten.

Die frommen Juden entwickelten zunächst Abscheu, dann aber Hass, einen abgrundtiefen Hass. Und sie betrachteten die subtile feine Herrschaftsweise der Babylonier als eine perfide Ausgeburt von Feindschaft.

Die Juden, die frommen, entwickelten zunächst einen Hass gegen sich selbst und dann gegen die Babylonier.

Von beiden Hass-Typen haben wir heute Abend die Texte:

Der erste Hass-Typ die Feindschaft gegen sich selbst wird entwickelt vom Propheten Ezechiel. Ezechiel lebte in Babylon. Ezechiel ist einer der Propheten, die im Judentum präsent waren als die Juden zwischen Euphrat und Tigris im Exil waren. Und Ezechiel bringt in dieser Bildrede, die wie eben gehört haben, Ezechiel Kapitel 16, einen Vergleich. Er sagt: Du Israel, hast deine Geschichte vergessen. Du Israel, warst, als du klein warst, wie ein junges Mädchen. Aber du hattest keine Identität. Du warst ein Mischling. Das Alte Testament, das Erste Testament, ist hier ziemlich deutlich und meint im Grunde genommen: Du warst ein Bastard. Denn - dein Vater war ein Amoriter, deine Mutter eine Hetiterin und aufgewachsen bist du in einem dritten, nämlich im Land der Kanaaniter. Du warst nichts! Nicht mal eine vernünftige Geburt hat man dir gegönnt. Man hat deine Nabelschnur nicht abgebunden, du wurdest rausgerissen, man hat dich aufs Feld geworfen. Blutig lagst du da. Wie eine menschliche Nachgeburt. Niemand hat sich um dich gekümmert. Und dann bin ich, Gott, gekommen, Gott Jahwe, und habe mich um dich gekümmert. Ich habe dich

abgetrocknet. Ich habe dich großgezogen, dir zu essen gegeben. Ich habe dir eine Würde gegeben. Ich habe dir schöne Kleider gegeben, Ohrringe. Du wurdest eine hübsche junge Frau, die plötzlich begehrt wurde von anderen. Und dann hast du dich auf deine eigene Schönheit verlassen und nicht mehr auf mich. Du hast dich auf die Fremden eingelassen, die fremden Götter. Da hast dich prostituiert – religiös, hast dich den fremden Göttern zu Füßen geworfen und mich vergessen. Deshalb geschieht dir jetzt Unheil, deshalb wirst du den Philistern vorgeworfen. Meine Rache, damit du dich erinnerst, wer dich groß gemacht hat, wer dein Fundament war.

Ezechiel, Kapitel 16: der Hass gegen sich selbst, weil wir vergessen haben, dass im Zentrum Jahwe steht und nicht Babylonische Götter.

Aber es gibt in dieser Zeit auch Literatur, Musik und Psalmen, die entstehen und die diese dunklen Gefühle gegen die Babylonier ausdrücken, den Hass gegen den bösen Feind.

Und vor dem bösen Feind, den Babyloniern, wollte man Israel beschützen.

Und so entsteht auch in diesen sechzig Jahren unter anderem der Psalm 137. Es gibt noch mehr Psalmen, zum Beispiel den Psalm 126. Aber der Psalm 137 ist speziell. Sie werden den Anfang vielleicht kennen: „An den Strömen von Babel...“. In den siebziger Jahren sang Bonny M: „By the Rivers of Babylon“. Einige würden es jetzt singen können, andere könnten dazu tanzen. Eine nette Geschichte, sollte man meinen.

Das Problem: der eigentliche Psalm wird in Deutschland in den Gottesdiensten, auch im Dom und in allen Kirchen, nie gebetet. Nicht mal im neuen Gotteslob findet man den ganzen Psalm. Er findet sich unter der nur 74. Brauchen Sie jetzt nicht nachschlagen.

Interessant: Ein Drittel fehlt.

Weil im letzten Drittel des Psalms es um den Feind geht, und um den Hass. Und wie sehr man hassen kann. Für uns Deutsche wird uns dabei schwindelig, in dem Sinne sind wir nach wie vor faschoid, ich sage nicht faschistisch. Faschoid heißt, dass wir immer noch aufarbeiten. Den Nationalsozialismus. Dass wir immer noch aufarbeiten eine brutale Zeit und nicht genügend frei geworden sind, um biblische Texte ganz zu lesen und zu verstehen. Übrigens, wer es tut, das sind die mutigen Benediktinerinnen in Marienrode. Die beten den Psalm ganz. Es gibt noch einige Klöster in Deutschland.

Ich werde Ihnen gleich den Psalm zitieren. Er ist heftig. Und dann sage ich Ihnen, damit Sie nicht ganz geschockt werden, wie der fromme Jude mit diesem Psalm umgeht und umging. Eine Weise, die wir oft nicht kennen.

Psalm 137, entstanden auch im Babylonischen Exil:

„An den Strömen von Babel, da saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten. Wir hängten unsere Harfen an die Weiden in jenem Land. Dort verlangten die Zwingherren von uns Lieder, unsere Peiniger forderten Jubel: „Singt uns Lieder vom Herrn!“ Wie können wir singen die Lieder des Herrn, fern, auf fremder Erde? Wenn ich dich je vergesse, Jerusalem, dann soll mir die rechte Hand verdorren. Die Zunge soll mir am Gaumen kleben, wenn ich nicht mehr an dich denke, wenn ich Jerusalem nicht zu meiner höchsten Freude erhebe. Herr, vergiss den Söhnen Edoms nicht den Tag von Jerusalem, sie sagten: „Reißt nieder, bis auf den Grund reißt nieder!“ Tochter Babel, du Zerstörerin! Wohl dem, der dir heimzahlt, was du an uns getan hast! Wohl dem, der deine Kinder packt und sie am Felsen zerschmettert.“

Ein fürchterliches Bild: der Hass so tief, dass die Rede davon ist, die Kinder der anderen wie junge Kätzchen am Felsen zu zerschmettern.

Der fromme Jude, der fromme Beter aber richtet dieses Gebet, diesen Psalm an Gott, nicht an die Babylonier, nicht an den Feind. Er wendet sich an Gott in den dunkelsten Gefühlen seiner Seele, und sagt: schau auf mich, schau in meine Seele hinein, in meine Abgründe, in meinen Hass. Steh mir bei, ich bin so erzürnt, so in Brass, dass ich die Kinder meines Feindes nehmen könnte und sie ... Aber du, hilf mir, dass es nicht geschieht. Nimm meine dunklen Gefühle ernst, steh mir bei, lass mich in deiner Gegenwart leben, in deiner Gegenwart. Lass nicht den Feind und den Hass zum Objekt

meiner Anbetung werden. Vor dem bösen Feind beschütze mich, indem ich mich in die Gegenwart Gottes versetze, aus seiner Gegenwart heraus mein Leben neu gestalte.

Wie dies heute gelebt werden kann, möchte ich Ihnen an einer Frau erzählen, anhand einer Frau, einer Lebensgeschichte, einer Frau, die ich sehr schätze und verehere:

Madeleine Delbrêl, geboren 1904 in Mussidan, im Süden Frankreichs, in einer ganz speziellen Familie. Der Vater war Eisenbahner, hätte gerne Journalist werden wollen, entstammte aber einer einfachen Schicht und durfte nicht studieren. Zeitlebens hat er sich damit nicht abgefunden, er war anti-klerikal, scharf. Die Mutter, aus der bürgerlichen Schicht, musisch, künstlerisch veranlagt. Bis zu ihrem neunten Lebensjahr zogen die Eltern neun Mal um. Mit dem Ergebnis, dass das junge Mädchen Madeleine nie eine feste Freundschaft entwickeln konnte. Sie konnte nie dauerhaft eine Schule besuchen. Die Mutter sorgte für Privatunterricht. Menschlich litt sie. Später ging sie nach Paris, um an der Sorbonne Sozialarbeit, Sozialwissenschaft zu studieren. Mit 17 Jahren schreibt sie, die junge Nichtgläubige, in ihr Tagebuch: „Gott ist tot. Es lebe der Tod.“ Während des Studiums macht sie Freundschaft und Bekanntschaft mit einem jungen Mann, mit Namen Jean Maydiou. Jean Maydiou, ein frommer Franzose, der die Bibel las, der spirituell lebte, der betete. Eine große Liebe, die allerdings zu tiefst erschüttert wurde. Denn mit 19 Jahren verlobten sich die beiden, öffentlich. Aber etwas später 1, 2 Jahre später, entschloss sich Jean Maydiou in das Noviziat der Dominikaner einzutreten. Und er wurde Ordensmann. Madeleine Delbrêl war entsetzt, zutiefst verletzt, verwundet und wurde schwer krank. In dieser Krankheit nahm sie Kontakte auf mit den Freunden und Bekannten von Jean Maydiou. Und ihre Art und Weise, wie sie beteten, wie sie glaubten, sprach sie an. Und Madeleine Delbrêl, eine sehr vernunftbegabte Frau, machte - wenn Sie so wollen - ein mathematisches Kalkül. Sie sagte sich: Die Nichtexistenz Gottes ist genauso wahrscheinlich wie seine Existenz. Und sie beschloss zu beten, so zu tun, als gäbe es Gott. Und über das Gebet findet sie zu innerem Frieden, zu einer inneren Ruhe. 1933, zu Beginn des Krieges, beginnt sie zu studieren. Sie arbeitet in Ivry, in einem Vorort, einer Vorstadt von Paris, einer aufblühenden Arbeiterstadt. Der ersten in Frankreich, die kommunistisch regiert wurde. Das erste Rathaus, auf dem eine kommunistische Flagge gehisst wurde.

Madeleine Delbrêl erkannte, ich möchte als Frau mit anderen Frauen unter den Menschen leben. Ohne große Distanz, ohne Klostermauern, ohne große Trennwände, ohne Hierarchien, ganz einfach: das gewöhnliche Leben der anderen, bei ihnen sein.

Und sie war entsetzt, wie die Arbeiter ausgebeutet wurden, wie es den Arbeiterfamilien dreckig ging. Entsetzt war sie über christliche Arbeitgeber, die ihre Arbeitnehmer ausbeuteten, offensichtlich das Evangelium nicht umgesetzt hatten in ihren Betrieben. Madeleine Delbrêl, eine tief spirituelle, sehr nachdenkliche Frau, die sich verbündete mit anderen.

In der Gegenwart Gottes lebend, schreibt sie:

„Es wird eine Zeit kommen, die uns Kummer bereiten wird. Nicht weil wir Gotte verleugnen, nicht weil wir auf ihn eintrommeln, sondern weil wir Gott ausgeschlossen haben. Weil eine Zeit kommen wird, in der wir sogar vergessen haben, dass wir Gott vergessen haben.“

Und sie sagt dann weiter, an einer anderen Stelle in ihren Tagebüchern:

„Für mich“, sagt sie „ist es wichtig, in der Gegenwart Gottes zu leben, um mit den dunklen Gefühlen klarzukommen. Den Gefühlen, die entstehen, wenn ich verletzt bin, wenn andere sich über mich hermachen, wenn ich beginne zu hassen.“

Und ihre Technik - wenn Sie so wollen - ihre Meditationstechnik besteht darin, innerlich ruhig zu werden und sich in Gott hineinzusetzen, so, als hätte Gott Augen. Um mit den Augen Gottes mich zu sehen, um mit den Augen Gottes ganz gewöhnliche Abläufe im Leben zu sehen: die Straße, die Schule, die Bushaltestelle, die Küche oder das Lokal.

Es gibt eine schöne Stelle in ihrem Tagebuch, da schreibt sie:

„Ich war eingeladen, spät abends zum Essen, in einem Café in Paris mit dem Namen „Le clair de lune“ (was so viel heißt wie „Das Helle des Mondes“ oder „Der Vollmond“). Und dann schreibt sie: „Ich habe in meinen Augen die Augen Gottes erwachen erlebt, ich habe in meinem Herzen das Herz

Gottes sich öffnen, geöffnet erlebt und habe mit den Augen Gottes den krummen Pianisten erlebt, der in dem verrauchten Lokal seine Lieder spielte. Ich habe den Akkordeonspieler erlebt, der die Tasten drückte, ohne uns zu mögen. Ich habe mit diesen Augen den Mann gesehen - vornehm, aber doch angetrunken - allein am Tisch, in seiner Einsamkeit, auch noch nach Mitternacht. Und einen anderen habe ich torkelnd und taumelnd die Treppe runtergehen sehen“ - immer mit den Augen Gottes, die in ihren Augen erwachten.

Und dann sagt sie:

„In dem Augenblick war mir bewusst, dass dieses Café in Paris kein profaner Ort mehr ist, sondern auch heiliger Boden.“

Madeleine Delbrêl lebte aus der Gegenwart Gottes, um nicht nur mit den dunklen Gefühlen von Hass und Feindschaft klarzukommen, sondern um mit den Augen Gottes die Welt zu verwandeln, um sie schöner werden zu lassen, anmutiger, göttlicher.

Amen